

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

280 (30.11.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 96

Inhalt der Nr. 96:

Die Ausbrüche des Pik von Teneriffa. — Die Welt. — Arbeiter-Diskussionen. — Eingebildete Krankheiten. — Aus allen Gebieten. — Allerteil.

Die Ausbrüche des Pik von Teneriffa.

Der berühmte Pik von Teneriffa, der jetzt zu den größten Sehenswürdigkeiten der Ozeanbummler gehört und seit etwas mehr als einem Jahrhundert ein starker Anziehungspunkt für wissenschaftliche Forschung gewesen ist, hat plötzlich die Rame, der Menschheit eine große Überraschung zu bereiten. Man wußte ja, daß dieser mächtige Vulkan zu den erloschenen eigentlich nicht gerechnet werden konnte; das lehrte schon eine selbst oberflächliche Untersuchung seines Kraters und seiner Lavaströme. Aber der Mensch ist ein vergebliches Geschöpf. Wenn so ein Riesenkater etwas 100 Jahre Ruhe gegeben hat, dann heißt es schon, er sei tot. Dabei könnte man doch namentlich aus der Geschichte des Vesuv gelernt haben, daß ein Vulkan nach sehr viel längerer Pause einen neuen Ausbruch von großer Gewalt in Szene setzen kann. War doch der alte Kraterboden des Vesuv schon mit einem hohen Wald bewachsen, als er im Jahre 70 zu dem verheerenden Ausbruch ausholte, dem wir das fonservierende Begräbnis von Pompeji verdanken. Von den Eruptionen des Pik von Teneriffa oder Rico de Tejde liegt nun freilich überhaupt nur eine spärliche Ueberlieferung vor. Alexander von Humboldt, der den Vulkan 1797 bestieg, hat ihm in seinem „Kosmos“ ein lebhaftes Interesse bewiesen. Nach Humboldts Nachforschungen war der Vulkan von Teneriffa dem Altertum unbekannt. Seine Höhe beträgt nach den neuesten Angaben 3709 Meter, übertrifft also den Aetna noch um 430 Meter, wirkt aber schon deshalb noch weit großartiger, weil er sich in Kegelform unmittelbar aus den Meeresfluten erhebt. Deshalb ist auch seine Höhe verhältnismäßig leicht zu ermitteln. Trotz dieser gewaltigen Höhe kann, wie schon Humboldt ausgeführt hat, der Berg von den Säulen des Herkules (der Straße von Gibraltar) aus, der Grenze der Schiffsahrt des Altertums, nicht sichtbar gewesen sein.

Dagegen könnte es nach Humboldts Berechnung möglich sein, den Gipfel von dem nächstgelegenen Teil der afrikanischen Küste um das Kap Bojador bei günstiger Witterung zu sehen. Danach wäre es also nicht ganz ausgeschlossen, daß auch schon im Altertum eine Ahnung von dem Vorhandensein des Pik von Teneriffa bestanden haben mag. Wie dem nun auch sei, eine feste Ueberlieferung aus jener ferneren Zeit besteht in dieser Hinsicht nicht. In einer andern Stelle bringt Alexander von Humboldt die Tatsache in Erinnerung, daß Columbus auf seiner ersten Entdeckungsreise in den Nächten vom 21. bis 25. August 1492 einen Feuerausbruch auf Teneriffa gesehen hat. Sein Tagebuch enthält darüber freilich nur die kurze Bemerkung: „Wir sahen von dem Gebirge der Insel Teneriffa ein großes Feuer entspringen.“ Mit dem Hinweis auf diese Urkunde beseitigte Humboldt die irrtümliche Annahme, daß im Jahre 1704 der erste Ausbruch des Pik seit der Eroberung der Kanarischen Inseln durch die Spanier stattgefunden habe. Ebenso verschieden lauten übrigens die im Augenblick noch wichtiger erscheinenden Angaben darüber, wann der letzte Ausbruch des Vulkans geschehen sei. In Lehrbüchern findet man dafür gewöhnlich die Jahreszahl 1736 vermerkt.

Nach Humboldt dagegen soll im Jahre 1798 der letzte Lavaausbruch an den Flanken des Berges in dem Krater der Chahorra erfolgt sein. Dies Ereignis scheint darnach immerhin geringfügig gewesen zu sein. Eine weitere gründlichere Erforschung als durch Humboldt, der auf Teneriffa nur einen kurzen Besuch abstattete, erfuhr der

ganze Vulkan durch den großen Zeitgenossen und Freund Humboldts, den deutschen Geologen Leopold von Buch, der im Jahre 1815 fast zwei Monate auf Teneriffa zubrachte, den Pik bis zum Gipfel bestieg und nach vielen Richtungen durchwanderte. Die daran anschließende Erforschung der umgebenden Inseln, namentlich Gran Canaria, Palma und Lanzarote, ergab weiter wichtige Aufschlüsse über den Vulkanismus der Inselgruppe. Das Ergebnis dieser Reise war die berühmte „Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln“, die unter Begleitung eines trefflichen Atlas im Jahre 1825 von Leopold von Buch in Berlin veröffentlicht wurde und noch heute in den Hauptlinien als klassisch geschätzt wird. Diese Schrift bildete die eigentliche Grundlage für die von Leopold von Buch aufgestellte Theorie der Erhebungsfrater, die zwar auf Widerstand stieß und später widerlegt wurde, aber einen höchst wichtigen Einfluß auf den Fortschritt der Wissenschaft ausgeübt hat. Humboldt schloß sich den Lehren Leopold von Buchs an und übernahm vor allem die Unterscheidung in Zentralvulkane und Reihenvulkane. Im „Kosmos“ führte er den Pik von Teneriffa selbst als ein Beispiel für einen Zentralvulkan an. Der Pik bilde den Mittelpunkt der vulkanischen Gruppe, von dem die Ausbrüche von Palma und Lanzarote herzuweichen seien. Bis zum heutigen Ausbruch, über dessen Eigenart ja erst mit der Zeit genaueres bekannt werden wird, war der Pik von Teneriffa auch in seinem Gipfelgebiet das, was man als eine Vulkanruine bezeichnet. Um den Gipfel herum legte sich ringförmig der alte Kraterwall, der nach dem Beispiel des Vesuv überall Somma genannt zu werden pflegt. Innerhalb des von diesem Ring umschlossenen Raumes, der einen Durchmesser von drei bis vier Kilometern besitzt, erhebt sich der Pik, d. h. der eigentliche Ausbruchkegel der letzten Eruptionen. Eigentlich sind es mehrere solcher Kegele, von denen aber der höchste eine mittlere Stellung einnimmt. Leopold von Buch nannte ihm „ein Gebirge über einem Gebirge“.

Seit den Forschungen dieses großen Gelehrten ist als die auffälligste Eigentümlichkeit das Vorhandensein mächtiger Bimssteinfelder bekannt, die den Abhang des Kegels in solcher Mächtigkeit überziehen, daß der Berg, vom Meere aus gesehen, eine Schneebedeckung zu tragen scheint. Und diese weißen Massen sind durchzogen von schwarzen Strömen vulkanischen Glases (Obsidian). Auf der Südseite bildete der Kraterwall noch einen völlig geschlossenen Halbkreis, nach Westen und auf der Nordseite dagegen war er mehrfach durchbrochen. Nach der jetzigen Eruption werden sich nun diese Verhältnisse bedeutend verändert haben. Ohne Zweifel werden sich Forscher aus allen Kulturländern auf den Weg machen, um den Verlauf und die Ergebnisse der unerwarteten Katastrophe zu beobachten. Es ist ein günstiger Umstand, daß von den großen Eruptionen, die in den Jahren 1730 bis 1736 die Inselgruppe der Kanarien betrafen, durch die Sorgsamkeit Leopold von Buchs ein ausführlicher Bericht eines Augenzeugen erhalten geblieben ist, der zum Vergleich herangezogen werden kann. Dr. C. Tietzen im „Vorwärts“.

Die Welt.

Die Welt lag offen vor mir. Obwohl sie mir fremd war, vermutete ich doch keine Mäkel hinter ihr. Das Sundertfrankenbillet, das ich in der Tasche trug, schien mir genügend Sicherheit für alles, was da kommen könnte, die Reise ging an den Bierwaldstätter See. Da ich gerade neunzehn Jahre alt war, so schien es mir, daß es übermächtigere Perspektiven nicht geben konnte, als die meinen. Der Schnitt meiner Kleider war zwar kleinstädtisch und an Kragen und Manschetten hatte ich vor der Abreise sauber die Franzen abgeschritten, aber ich ging mit der ganzen Unbefangenheit meiner Jugend in das

Allerteil.

Der Tod der Friseurin. Vor einigen Tagen ereignete sich in Augsburg eine ulkige Geschichte. In einem der besten Friseurgeschäfte erschien eine junge Dame, die sich als Ungarin ausgab und auf Grund vortrefflicher Zeugnisse um Anstellung in dem betreffenden Geschäfte ersuchte. Da ihr Auftreten und die vorgezeigten Zeugnisse befriedigten, wurde dem Wunsch der Wittfellerin entsprochen. Diese bediente auch mehrere Tage zur vollen Zufriedenheit ihrer Prinzipalin die vornehmen Kunden. Der Innenraum des Geschäftes war so abgeteilt, daß die Dame, die eben bedient wurde, von den noch wartenden Herrschaften getrennt, in einem besonderen kleinen Salon saß. Hier nun gestattete sich die neuengagierte Dame folgenden Scherz. Während des Frisierens rief sie plötzlich aus: „Gnädige Frau, verzeihen Sie, bitte, Sie haben ja Käufe!“ Sie beruhigte die darüber natürlich höchst bestürzte Dame sofort wieder, indem sie unverbrüchliches Schweigen gelobte und sich erbot, am Nachmittag zu einer bestimmten Zeit bei der gnädigen Frau vorzusprechen und ihr mit einer trefflichen Salbe die lästigen Tierchen zu entfernen. Auf diese Weise „schlente“ die gewandte Friseurin mehrere Damen und alle fielen ohne Weiteren auf den Schwindel herein. Es war nun natürlich, daß die Damen bei der Bezahlung der Friseurin, um sich ihres Schweigens erst recht zu versichern, das geforderte geringe Honorar um einen ansehnlichen Betrag vermehrten. Nachdem sich die „Ungarin“ nun in kurzer Zeit ihre Taschen genügend gefüllt hatte, verschwand sie ebenso plötzlich, wie sie gekommen war, um sich einem anderen Ausbeuteort zuzuwenden.

Durch das plötzliche Verschwinden der Käufefängerin aber kam die Sache auf. Es klagte nämlich die Prinzipalin des Geschäftes ihren Kunden gegenüber, daß die so gewandte Ungarin grundlos plötzlich verschwunden sei, es fehle aus dem Geschäft auch nicht das geringste an Werkstoffen, was das Verschwinden nur um so unerklärlicher mache. Dies fiel einer der „frisierten“ Damen auf und diese ergählte nun mutig die Geschichte vom Käufesfang; nun wagten es auch die anderen der betrogenen Damen, mit der Sache hervorzutreten, aber leider zu spät; die schlaue Friseurin war entkommen.

Vom Esel und vom Schwein. Unsere Sprache schätzt manche Tiere anderen gegenüber besonders niedrig ein. Dazu gehört u. a. auch der Esel. Einen anderen Menschen so zu nennen, gilt als Beleidigung, während man doch in gewissen Augenblicken, wo man irgend eine Eselie begangen hat, keinen Anstand nimmt, alles Selbstgefühl vergebend, durch den Ausruf: „Ich Esel!“ sich selber als einen solchen zu bezeichnen. Sehr tief steht in der durch die Sprache angedeuteten allgemeinen Schätzung auch das Schwein. Es gilt vor allem als Bild größter Unreinlichkeit, und keiner will daher, wenn er auch vielleicht in jüngeren Jahren zuweilen, etwa bei Tische, ein Ferkel genannt worden ist, später ein Schwein heißen. Wohl aber wünscht jeder im Leben Schwein zu haben. Das fruchtbarste Schwein erscheint schon im Volksglauben als ein glückbringendes Tier. Im Kartenspiel hieß auch früher das Aß die Sau (es trug auch das Bild einer solchen); doch lag in der burlesken (d. h. dem Studententum entstammenden) Redensart ursprünglich ein gewisser Spott; sie bedeutete „unbedientes Glück haben“ und so ist es am wahrscheinlichsten, daß sie einem alten Brauch bei Wettspielen, namentlich Schützenfesten und anderen bürgerlichen Waffenspielen entstammt. Hier war nämlich der letzte Preis regelmäßig ein Schwein und der Preischmeister, die lustige Person bei solchen Festen, überwies es dem Gewinner, der ja streng genommen mehr Besiegter als Sieger war, mit feierlich spöttischer Beglückwünschung und er mußte es dann unter dem Jubel und Spott der ausgelassenen Menge nach Hause treiben. Daher Redensarten wie: „Der die Sau heimführt, der darff vor Schimpf nicht sorgen“, d. h. „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“; denn „Schimpf“ hieß, ehe es seine heutige Bedeutung erhielt, zuerst „Scherz“ und dann „Verhöhnung, Spott“.

Uebrigens bedeutet auch das mundartliche Manze ursprünglich „Mutter Schwein“, dann — so bei Luther und noch bei Feisch — einen unflätigen, an eine Sau erinnernden Menschen und endlich erst, wie wir es kennen, einen wilden, durchtriebenern Jungen oder ein solches Mädchen.

Systerie das, die also keine eingebildete, sondern eine wirkliche Krankheit ist.

Die Hypochondrie, die krankhafte Krankheitsfurcht und Krankheitsneigung, ist eine Art Nervosität, die ihre Nahrung schöpft aus dem sehr verbreiteten medizinischen Galb-wissen der Laienwelt. Dieses wiederum entspringt einmal den so beliebten Laiengesprächen über medizinische Fragen, dann aber vor allem der Lektüre. Hier sind es neben gewissen Werken der schönen Literatur an allererster Stelle die populär-medizinischen Schriften, die sogenannten „gemeinverständlichen“ Werke medizinischen Inhalts, die stets mehr verwirrend als aufklärend wirken und schon zahllose Hypochonder gezeugt haben. Die große Schwierigkeit der Krankheitserkennung, der ärztlichen Diagnostik, wird ganz allgemein seitens des Laienpublikums erheblich unterschätzt. Man hat stets die Neigung, aus Einzelsymptomen, besonders solchen subjektiven Charakters, ohne weiteres auf die Natur der Krankheit schließen zu wollen. Hat jemand Schmerzen in der Herzgegend, so hält er sich leicht für herzkrank; Rückenschmerzen erzeugen oft die Befürchtung eines Rückenmarksleidens. In Wirklichkeit ist es ja überhaupt nicht möglich, aus Einzelsymptomen eine Diagnose zu stellen.

Eine bestimmte Menschengruppe ist zu Hypochondrie besonders disponiert, eben die Nervösen. Einerseits, weil eben die Nervosität Schmerz- und Mißempfindungen mannigfaltiger Art an allen erdenklichen Körpergegenden erzeugt, andererseits, weil alle Nervösen gleichmäßig zur Selbstbeobachtung neigen, zur stetigen Kontrollierung aller Körperfunktionen, als da sind: Puls, Herzstätigkeit, Verdauung, Bluttemperatur usw. usw.

Die Hysterie bildet eine ganze große Krankheitsgruppe für sich. Sie ist nicht, wie so häufig angenommen wird, nur ein Leiden der Frau, auch Männer können ihr verfallen. Mit dem Hypochonder hat der Hysterische gemeinsam die Neigung zur Krankheitsneigung. Das charakteristische Kennzeichen des Hysterischen ist jedoch eine derart gesteigerte Vorstellungsgabe, daß bei ihm oft rein auf dem Wege der Vorstellung eine wirkliche Lähmung der Weine zu erzeugen, eine Lähmung, die — zwar immer ungefährlich und heilbar — doch für den Laien nicht von einer organisch bedingten Lähmung zu unterscheiden ist.

In kurzen Zügen wurde dann noch die psychische Eigenart des Hysterischen, sein krankhaftes Reagieren auf die Außenwelt geschildert.

Zum Schluß führte Vortragender aus: Hypochondrie und Hysterie, beide haben ihre Wurzeln im Seelenleben des Menschen, in einer krankhaften Verschiebung des Verhältnisses zwischen dem Ich und der Umwelt. Dieses gesteigerte Selbstbewußtsein ist nicht zu verwechseln mit Egoismus, sondern es nimmt nur im Gedanken- und Gefühlleben dieser Kranken das Ich einen zu großen, die Umwelt einen zu kleinen Raum ein. Die Richtlinie für eine kausale Behandlung dieser Krankheitszustände haben wir daher zu erblicken in dem Versuch, den Kranken in der Erlangung der Herrschaft über sich selbst zu unterstützen und ihn von der Beschäftigung mit dem Ich zur Beschäftigung mit der Außenwelt zu führen, ihn hinzuleiten zum Handeln und Wirken für die Allgemeinheit, ein Wirken, das natürlich zu beginnen hat beim Nächtliegenden, bei Familie, Haus und Beruf.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

18 000 Lütige Witwen. Daß ein Stück, welches, wenn auch nicht immer der Kritik, so doch dem Publikum gefällt, seinen Autor reich und unsterblich machen kann, lehrt der Siegeszug der „Lütigen Witwe“, jener bekannten Wiener Operette, die nun schon über 18 000mal in aller Herren Länder aufgeführt wurde. Sie ist bereits in 15 verschiedene Sprachen überetzt und in 30 verschiedenen Ländern gespielt worden, selbst in China, Sibirien und Sibirien. In Deutschland brachten 422 Bühnen die Operette, in England 165 und in Amerika 154 Bühnen. Der Komponist Lehár ist durch diese einzige Arbeit schon fünffacher Millionär geworden.

Elegante Hotel in Bismarck, an dessen Besitzer, einen entfernten Verwandten, ich einen Empfehlungsbrief hatte.

Ich, es war mir zunächst gar nicht wohl in der Welt. Meine Kenntnisse, in Griechisch, Latein und deutscher Literatur wollten mir gar nichts nützen, wenn ich an der großen Tafel beim Mittagessen Tischgespräche mit den Nachbarn anzuknüpfen versuchte.

Am Nachmittag des vierten Tages hörte ich im Salon des Hotels Geigenpiel. Ich ging hinein, setzte mich still in eine Ecke und hörte zu.

Das Spiel der Beiden fing wieder an und ich setzte mich in meine stille Ecke, um über diesen Blick aus den strahlenden blaugrünen Augen nachzudenken.

Es litt nicht mehr in dem noch staubigen Samtmöbeln riechenden Salon. Ich mußte hinaus an die Luft und setzte mich auf eine Bank am See, wo ich — ich weiß nicht wie lange — unbeweglich ins Wasser starrte.

„D, Sie sind weggegangen? Sie hören nicht gerne unsere Musik. Und Sie sind selbst Musiker?“ Ich beteuerte in starken Ausdrücken, ich liebe zwar die Musik ganz kolossal, sei aber nur Dilettant und spielte nicht besonders gut.

Warum ich dann dennoch weggegangen sei, fragte die schöne Frau — und sie war sehr schön! — weiter, und sah mich, während ich in der Verlegenheit irgend etwas Dummes herfotterte, ungläublich überlegen und doch zugleich unendlich freundlich an.

Woher ich sei und was ich hier tät, das frug sie so leicht hin, ohne sich sonderlich für meine Antwort zu interessieren. Dagegen erzählte sie mir bald ungefragt vieles aus ihrem Leben; vor allem, daß sie von ihrem Mann geschieden, sehr reich, aber leider auch sehr unglücklich sei.

Eheunglück erzählte und in meinem jungen Herzen loderte ein heißer Haß gegen den Menschen, der diese Frau so unglücklich gemacht hatte.

Als sie nach zweiwündiger Unterhaltung zurück ins Hotel ging und mir vorher noch versichert hatte, ich müßte ein sehr guter Mensch sein, dämmerte in mir eine Ahnung auf, daß ich sie vielleicht wieder glücklich machen könnte.

Eines Nachts brannte bei einem Föhnsturm eines der Nachbarhäuser fast ganz ab. Meine rasch gebonnene Freundin veranstaltete sofort ein Konzert zugunsten der Abgebrannten im großen Saal des Hotels.

Als ich die Treppe hinabrafte, hörte ich hinter mir noch ein silberhelles Lachen: „Pauvre garçon!“ Diese Nacht schlief ich nicht. Ich warf mich aufs Bett und starrte an die Decke; dann legte ich mich unters Fenster und sah dem silbernen Zucken der Wellen im Mondschein zu.

Als ich erwachte, hatte ich das Bewußtsein, in ein anderes höheres Leben eingetreten zu sein. Etwas Ungeheures war diese Nacht mit mir vorgegangen und stolze Ahnungen weiteten mir die Brust.

Aber die Dinge nahmen einen ganz anderen Gang, als ich erwartete. Am Vormittag traf ich die schöne Frau im Garten, aber sie grüßte mich nur kühl und nachlässig, so wie mir der Künstler mit der Rodeoperüde gedankt hatte.

Ich weiß nicht, wie lange ich gebraucht habe, um mich darenin zu finden, daß das die Welt war, die ich kennen lernen sollte.

Arbeiter-Dilettanten.

Ueber die auch an dieser Stelle mehrfach erwähnte Berliner Ausstellung für Arbeiter-Dilettanten schreibt die „Frankf. Ztg.“: Zu der Kunst mühten wohl, so denkt man, die Grenzen der Stände und die Stände selbst sich verwischen. Sogar im Dilettantismus scheint kein Platz mehr für sie zu sein.

Es ist verblüffend, beklemmend vielleicht und dann aber wieder fesslnd als Einblick in eine neu aufsteigende Welt, zu erkennen, wie der malende Dilettant jenes Standes, der das ausgeprochene Proletarierbewußtsein hat, auch einen ausgeprägten Stil mitbringt.

Als ich die Treppe hinabrafte, hörte ich hinter mir noch ein silberhelles Lachen: „Pauvre garçon!“ Diese Nacht schlief ich nicht. Ich warf mich aufs Bett und starrte an die Decke; dann legte ich mich unters Fenster und sah dem silbernen Zucken der Wellen im Mondschein zu.

Als ich erwachte, hatte ich das Bewußtsein, in ein anderes höheres Leben eingetreten zu sein. Etwas Ungeheures war diese Nacht mit mir vorgegangen und stolze Ahnungen weiteten mir die Brust.

Aber die Dinge nahmen einen ganz anderen Gang, als ich erwartete. Am Vormittag traf ich die schöne Frau im Garten, aber sie grüßte mich nur kühl und nachlässig, so wie mir der Künstler mit der Rodeoperüde gedankt hatte.

Ueber die auch an dieser Stelle mehrfach erwähnte Berliner Ausstellung für Arbeiter-Dilettanten schreibt die „Frankf. Ztg.“: Zu der Kunst mühten wohl, so denkt man, die Grenzen der Stände und die Stände selbst sich verwischen. Sogar im Dilettantismus scheint kein Platz mehr für sie zu sein.

Es ist verblüffend, beklemmend vielleicht und dann aber wieder fesslnd als Einblick in eine neu aufsteigende Welt, zu erkennen, wie der malende Dilettant jenes Standes, der das ausgeprochene Proletarierbewußtsein hat, auch einen ausgeprägten Stil mitbringt.

Als ich die Treppe hinabrafte, hörte ich hinter mir noch ein silberhelles Lachen: „Pauvre garçon!“ Diese Nacht schlief ich nicht. Ich warf mich aufs Bett und starrte an die Decke; dann legte ich mich unters Fenster und sah dem silbernen Zucken der Wellen im Mondschein zu.

Als ich erwachte, hatte ich das Bewußtsein, in ein anderes höheres Leben eingetreten zu sein. Etwas Ungeheures war diese Nacht mit mir vorgegangen und stolze Ahnungen weiteten mir die Brust.

Aber die Dinge nahmen einen ganz anderen Gang, als ich erwartete. Am Vormittag traf ich die schöne Frau im Garten, aber sie grüßte mich nur kühl und nachlässig, so wie mir der Künstler mit der Rodeoperüde gedankt hatte.

Eingebildete Krankheiten.

Im Deutschen Verein für Volkshygiene (Orbisgruppe Karlsruhe) sprach am Donnerstag den 26. November Herr Nervenarzt Dr. Neumann über „eingebildete“ Krankheiten.

Der Vortragende beabsichtigte mit seinen Ausführungen zweierlei darzutun: Einmal, daß den Menschen, die einer schweren Krankheit verfallen zu sein glauben, ohne in Wirklichkeit daran zu leiden, den sogen. Hypochondern, nicht mit Gleichgiltigkeit oder Spott begegnet werden darf, daß es sich vielmehr bei ihnen meist um Nerboße handelt, die unter ihrer Krankheitsfurcht schwer leiden, und die der größten Aufmerksamkeit seitens ihrer Angehörigen und ihres Arztes bedürfen.

Zweitens, daß es im Bereiche des Nerven- und Gemütslebens Zustände gibt, die von den Außenstehenden häufig für „eingebildete Krankheiten“ gehalten werden, während es sich dabei in Wirklichkeit um tatsächlich vorhandene krankhafte Störungen handelt.